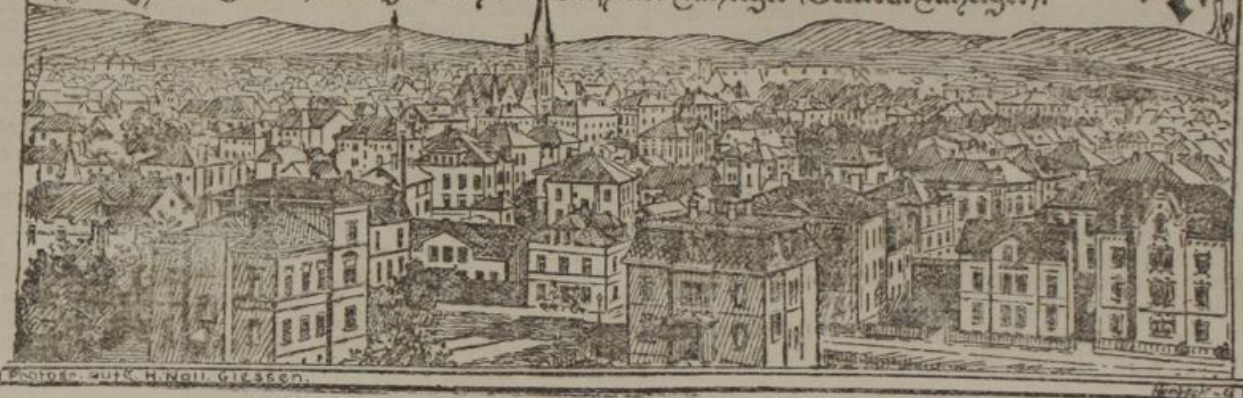


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. G. White und S. S. Adams.

Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, weshalb ich bei meiner Erzählung den verheerenden Eindruck, den das Vorderkastell auf mich machte, so besonders hervorhebe. Im Licht der späteren Ereignisse freilich könnte ich ihn beinahe als eine Art Hellschere, eine innere Warnung auffassen — jedenfalls stand ich da wie hypnotisiert, unfähig zu sprechen oder mich zu bewegen.

Plötzlich kam Leben in die groteske Gestalt im Winkel.

„Ob ihr's mir nun glauben mögt oder nicht,“ sagte der Mann, „in Buche steht's, und der Verstand sagt's einem auch. Es gibt Goldminen in Kalifornien, Nevada und in all den andern Staaten. Wir hören von Goldminen in Mexiko und Australien, aber habt ihr jemals von Goldminen in Europa gehört? Wo kam denn das Gold her, ehe Amerika entdeckt wurde, heh? Sagt mir das mal! Sie haben es eben gemacht, wie der Mann in dem Buch hier schreibt — darauf könnt ihr Gift nehmen!“

„Ich hab' mal was von Ophir gelesen; wie steht's eigentlich damit?“ fragte eine Stimme von den Kojen her.

Ein scharfer Blick schoß unter den Brauen des Mannes hervor nach jener Richtung.

„Weißt du, wieviel die Ausbeute des letzten Jahres aus den Minen von Ophir beträgt, Thradles?“ forschte er in eigenartig sanftem, wie lauerndem Tone.

„N-e-i-n,“ stotterte der mit Thradles Angeredete.

„Nun, dann werd' ich's dir sagen: Null!“ fuhr der Mann mit der Hakenhand fort, „darauf kannst du auch Gift nehmen. Es ist einfach keine Ausbeute an Gold da, weil es dort gar keine Minen gibt und auch nie gegeben hat. Man hat das Gold eben gemacht.“

Damit warf er ein Buch, das er in der linken Hand gehalten hatte, beiseite. Erstaunt erkannte ich den kleinen Band in Duodezformat. Das einzige andere Exemplar, das ich je erblickt habe, befindet sich in der Astor-Bibliothek. Das Buch ist eine Seltenheit und führt den Titel: „Das Geheimnis der Alchimie oder vollständige Erklärung der Verwandlungslehre“ und hat zum Verfasser einen gewissen Doktor Edward Duwall — in der Hand von Seeleuten gewiß eine höchst merkwürdige Lektüre.

Nun trat ich vor und begrüßte die Männer, die meinen Gruß erwiderten. Außer dem vorhin erwähnten Salomon waren es vier Mann.

Zunächst jener Thradles, dann der Koch, ein stier-nackiger, vierschrötiger Neger mit platter Nase, der Robinson oder so ähnlich hieß, von uns allen aber einfach der Nigger genannt wurde, und im Gegensatz zu seinen Stammesgenossen mürrisch und schweigsam war.

Von den andern beiden, einem blassen, engbrüstigen jungen Menschen, namens Pulz, und einem Mexikaner mit einem richtigen Verbrechergesicht, der sich Perdosa nannte, erzähle ich später mehr.

Mein Eintritt unterbrach das Gespräch über Alchimie, das sich nun unserm Reiseziel zuwandte. Jeder entdeckte beim andern dieselbe Unkenntnis darüber, und jeder drückte sein Erstaunen über die doppelte Löhnung aus.

„Jedenfalls ist die Bezahlung gut, alles andere ist mir egal,“ äußerte sich Thradles von seiner Kojе aus.

„Sie ist zu gut,“ knurrte Salomon. „Es sieht jedenfalls nicht so aus, als ob wir auslaufen, um 'ne Mond-sünsternis zu studieren, oder der Teufel bekehrt sich und wird Prediger.“

„Was denkt ihr denn sonst?“ fragte Perdosa.

„Natürlich handelt es sich um einen Schatz,“ antwortete Salomon kurz.

„Hi, hi!“ lachte der Neger, ohne das Gesicht zu verzieren.

„Was ist denn mit dir los, Doktor?“ erkundigte sich Thradles.

„Hi, hi! Schatz!“ wiederholte der Neger. „Ihr die Riste gesehen haben, wo er so vorsichtig heruntergetragen? Ihr die gesehen haben?“

Eine Pause folgte. Jemand strich ein Bündelhölzchen an, um sich eine Pfeife anzusteden.

„Nein, die hab' ich nicht gesehen,“ unterbrach Thradles ungeduldig die Stille. „Ich kann wohl denken, daß ein Mensch mit 'ner leeren Riste auf die Suche nach einem Schatz geht, aber weshalb er ihn in der Riste 'rumschleppen sollte, verstehe ich nicht. Was meint Ihr?“ redete er mich plötzlich an.

„Darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf,“ entgegnete ich, „mir schließe ich aus der Menge der Vorräte, daß unsere Reise weiter als bis Honolulu geht und aus dem Dunkelwerden, daß es jetzt Zeit ist, an Deck zu gehen.“

Allgemeine Verlegenheit.

„Wer seid Ihr denn überhaupt?“ fragte der Mann mit dem Haken kurz angebunden.

„Ich heiße Sagen und habe als Steuermann angemustert.“

Die Männer machten mißmutige Gesichter. Ich wußte, weshalb, und ich konnte ihren Verdruß darüber, daß sich ein Vorgesetzter bei ihnen einquartierte, wohl begreifen. Sie betrachteten das Vorderkastell als ihr ausschließliches Reich und meine Gegenwart legte ihnen einen gewissen Zwang auf.

Auf mein Geheiß verschwand der Nigger in seiner Kombüse, und ich stieg nach oben. Wie gewöhnlich in jenen Breiten, brach die Dunkelheit schnell herein. Schon wurden die Umrisse der Werkgebäude undeutlich, und in der Stadt flammten hier und da Lichter auf. Mit krit-

*) Sdizname für Schiffslöcher.

seinem Blick das schwarze Wasser an den Pfählen beobachtend, lehnte Kapitän Selover neben mir an der Reeling.

„Die Flut steigt,“ quetschte er. „Da ist auch schon die „Luch Belle“.“

Der Schleppdampfer puffte mit uns den Hafen entlang und durch das Goldene Tor in die offene See hinein. Wir hatten sämtliche Leinwand gesetzt, sogar den Außenklüver und ein mächtiges Gaffeltopfsegel, das die „Laughing Lach“ zuweilen auf dem Großsegel trug; denn der abendliche Passat hatte an Stärke abgenommen. Ungefähr um Mitternacht passierten wir die Farallonen.

Der Schoner lief tabellos. Die Mannschaft war in drei Wachen eingeteilt, eine ungewöhnliche, aber bequeme Einrichtung. Bei gewöhnlicher Witterung genügten zwei Leute auch vollständig. Bis auf Salomon, der am Ruder stand, war das Deck leer. Die phantastische Kopfbedeckung des Mannes über dem fettigen Lodengewirr, das scharfe, sich gegen den phosphoreszierenden Hintergrund deutlich abzeichnende Profil machten ihn zu einer Erscheinung sagenhafter Seeräuberromantik. Bildete ich mir doch beinahe ein, silberbeschlagene Pistolen und Dolchmesser in seinem Gürtel funkeln zu sehen.

Vergeblich bemühten meine grübelnden Gedanken sich, eine Erklärung für all das Merkwürdige zu finden, das ich heute gesehen.

Was bedeutete zum Beispiel die für eine dreifache Besatzung ausreichende Anzahl der Boote und das geräumige Vorderkastell mit seinen achtzehn Kojen, wie auf einem Passagierschiff? Und dann diese wilde, bunt zusammengepackte Bande von Mannschaft samt ihrem Gebieter, der in lächerlichstem Kontraste einerseits so merkwürdig ordnungsliebend, andererseits aber so unglaublich schmierig war? Wußte Doktor Schermerhorn auch, wenn er seine Person und seine kostbare Expedition, welcher Art sie immer sein mochte, eigentlich anvertraut hatte?

Die Lichter der Rüste waren hinter uns versunken: fröhlich tanzte und schaukelte die „Laughing Lach“ auf hoher See, anscheinend das einzige Schiff weit und breit auf dem Meer. Dachte ich über die letzten vierundzwanzig Stunden nach, so konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß ich mich doch recht überlegt in ein tollkühnes Abenteuer gestürzt hatte. Bei nüchternem Ueberlegung machte ich mir freilich das Unlogische meiner Empfindungen klar. Ich besand mich im Gefolge eines ehrwürdigen, hochgeachteten Gelehrten, der seinerseits wahrscheinlich irgend welche Tiefseeforschungen oder Untersuchungen anderer Art auf einer unbekanntem Insel anstellen wollte. Aber meiner Phantasie genügte das nicht. Das Schiff, die Ausrüstung, die Besatzung mit allem Drum und Dran verhiess ungewöhnliches, Romantisches.

Um so besser wird meine Geschichte ausfallen — dachte ich achselzuckend...

3. Kapitel

Die zwölf Repetiergewehre.

Am nächsten Morgen nach meiner Wache zur Kojen traf ich zum ersten Male mit Percy Darrow zusammen und machte in ihm eine der merkwürdigsten Bekanntschaften meines Lebens. Während unseres halbständigen Gesprächs änderte ich wenigstens zehnmal meine Ansicht über ihn. Im ersten Augenblick hielt ich ihn für sehr gescheit, im nächsten für einen Dummkopf; bald fand ich ihn offenherzig, kameradschaftlich, entgegenkommend, dann wieder schloß ich aus seinem Blick unter den gesenkten, blonden Wimpern, dem schleppenden, anmaßenden Ton gelangweilter Herablassung auf ein zurückhaltendes und gekünsteltes Wesen. In einem Atemzuge schätzte ich ihn als Denker, als Narr, Hohlkopf, Gräbler, Müßiggänger und Schwärmer ein. Anfälle plötzlicher Vertraulichkeit erweckten in mir Zweifel an seiner Aufrichtigkeit — vielleicht bezweckte Darrow das, aber ebensogut mochten sie auch nur der Ausfluß einer gedankenlosen Liebeshörigkeit sein...

Er war groß, schlank und bleich, langsam in Sprache, Blick und Bewegung. Blonde Brauen wölbten sich über stets halbgeschlossenen Lidern, die schmale, sehnige Hand drehte lässig an dem blonden, wohlgepflegten Schnurrbart, und die Worte kamen in langgedehnter, entweder mausfehlisch herablassender und anmaßender oder auch unsäglich gelangweilter Sprechweise aus seinem Munde.

Ich sah seine wohlgebildete Gestalt in lässiger Haltung mit aufgestützten Ellenbogen an der Reeling lehnen.

Als er mich bemerkte, winkte er mich zu sich heran. In dieser Gebärde lag eine so großartige Hochnasigkeit, daß ich sie anfangs eigentlich gar nicht beachten wollte. Dann überlegte ich aber, daß es hier für mich weniger darauf ankam, meine persönliche Würde zu wahren, als Erkundigungen einzuziehen. So trat ich denn an ihn heran.

„Sie sind der Steuermann?“ sagte er langsam.

„Muß wohl so sein, da ich mich auf dem Achterdeck befinde,“ gab ich bissig zurück.

Er musterte mich nachdenklich, während er mit der einen Hand eine mexikanische Strohzigarette rollte.

„Wissen Sie eigentlich, wo Sie hinkommen werden?“ fragte er schließlich.

„In den Himmel hoffentlich! Das hängt übrigens ganz von meinem künftigen Leben ab!“ antwortete ich frech.

Ein fades Lächeln umspielte einen Augenblick seine Lippen. Dann steckte er die Zigarette an.

„Der Steuermann scheint nicht auf den Mund gefallen zu sein,“ bemerkte er.

Ich gab keine Antwort.

„Aufrichtig gestanden, weiß ich nämlich auch nicht, wohin die Reise geht, und glaube, Sie könnten es mir sagen,“ fuhr er fort. „Wo kommt das Schiff und diese Bande von Halsabschneidern, mit der es bemannt ist, denn eigentlich her?“

„Meinen Sie mich?“

„Sie natürlich auch!“

Dann wandte er sich um und legte mir in einer jener Anwendungen plötzlicher Vertraulichkeit, die ich später nie für ganz echt, andererseits aber auch nicht für ganz und gar gekünstelt halten konnte, die Hand auf die Schulter.

„Ich brenne vor Neugierde!“ gestand er im Tonfall grenzenloster Gleichgültigkeit. „Vermutlich kennen Sie Doktor Schermerhorn?“

Ich bejahte. Und er fuhr fort:

„Seit zehn Jahren bin ich seine rechte Hand. Ich besorge alles für ihn, bestelle sogar seine Mahlzeiten. In meinen Händen erst gewinnen die Entdeckungen, die er macht, Gestalt. Plötzlich heißt es nun, er will eine Reise machen. Wohin? Das würde ich schon zur Zeit erfahren. Wie lange? Auch das würde er mir rechtzeitig mitteilen. Zu welchem Zweck? Dieselbe Antwort. Was für Vorbereitungen soll ich treffen? Die will er selbst in die Hand nehmen — mich rührt beinahe der Schlag! Welcher wissenschaftliche Apparat? Schlag Nummer zwei — auch das wird seine Sache sein. Ob ich denn nichts dabei tun könnte? Was glauben Sie nun, daß er mir zur Antikwort gibt?“

„Woher soll ich das wissen?“

„Im Laufe unserer geistvollen Unterhaltung hätte Ihnen das eigentlich schon ausdämmern müssen,“ sagte er in schleppendem Tonfalle. „Nun also, der gute alte Schermie mit dem erleuchteten Hirn wird auf einmal nedisch. Er sagt zu mir: „Bilden Sie sich ein, Percy, Sie wären mütterseelenallein auf einer wüsten Insel, säßen auf dem Sande und überlegten sich, was Sie alles anschaffen müßten, um die Sache dort gemütlicher zu machen. Und dann gehen Sie hin und kaufen Sie all das ein, aber nicht zu knapp.“ Das war meine Nichtschnur.“

Er blies gemütlich Rauchringel.

„Was zahlt er Ihnen?“ fragte er mich dann.

„Genug!“

„Biel zu viel, möchte ich wetten! Solch ein Narr! Das hätte er mir überlassen sollen. Wie ist dieses Schiff eigentlich? Sind Sie schon früher einmal darauf gefahren?“

„Nein.“

„Sonst jemand von der Mannschaft?“

„Ich glaube, es sind alle Selovers Leute,“ entgegnete ich.

Er warf den Zigarettenstummel in die See.

„Nun, ich wünsche Ihnen viel Genuß von Ihrer doppelten Wöhung,“ spöttelte er.

Das also wußte er doch schon! Wieviel im übrigen noch von seiner Unkenntnis geheuchelt war, konnte ich nicht erraten. Mit satyrisch funkelnden Augen schlenberte er nach dem Kajüteneingang, an Salomon vorüber, der am Steuerrad stand und mit einem Fuß und einem Ellbogen lässig steuerte. Der stählerne Hafen glänzte in der Sonne. Darrow warf einen neugierigen Blick darauf, ebenso auf den Kopfschuß des Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Pitt.

Erzählung von Paul Alexander Schettler, Duisburg.

Wer den Schneidermeister Pitt in Friedenszeiten sah, dieses kleine, schmale Männchen mit dem blaffen Gesicht und rötlichen Spitzbart, der mußte an den Märchenschneider denken, der die Heldenat vollbrachte, sieben auf einen Streich zu töten, nämlich sieben Fliegen.

Größeres hätte dem schwächlichen Manne niemand zugetraut. Vielleicht aber war er nicht einmal dazu fähig; denn Schneider Pitt tat keinem etwas zu leide, auch keiner Fliege. Dazu war er zu sehr Philosoph und Dichter. Und dazu hatte ihn wohl sein Beruf gemacht.

Den ganzen Tag — wie ein Schneiderlein aus Grimms Märchenbüchern — mit untergeschlagenen Beinen auf dem langen Schneiderische zusammengesauert sitzen und stricken, säumen und stiden müssen, das soll wohl zum Gräbeln und Phantasieren führen. Wenn man dann Ernährer von sechs jungen Pitts ist, sechs rotköpfigen, sonnenprossigen Pitts, alle dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, dann ist der Weg zur Philosophie nicht mehr weit.

Meister Pitt war mit dem, was ihm das Leben gab, zufrieden; er hatte eine brave freundliche Frau, die trotz ihrer sechs Sprößlinge Zeit und Muße fand, ihren Mann mütterlich zu umforgen und ihm die Arbeit leicht zu machen. So rüchlich und behäbig wie sie war, so ruhte sie doch nicht einen Augenblick. Bald schaffte sie im Hause, bald im kleinen Garten, bald waren es die Kinder, bald die paar Hühner, denen ihre Pflege galt. Sommer aber und in der Hauptache war es ihr Mann, der Pitt, wie sie ihn kurzweg nannte, den sie besonders umforgte.

Da ich selbst zu Meister Pitts Kunden gehörte, habe ich ihre nie ruhende Sorgfalt, mit der sie ihren Mann umgab, immer wieder bewundern können.

„Er arbeit' zu viel!“ sagte sie öfter mit sorgenvollem Kopfschütteln, nee, was der Mann arbeit'! Nu, weeh Gott, ich laß ihm nicht abgehen, aber es schlägt nich an! Nee, es schlägt, weeh Gott, nich an bei ihm.“

Im Winter war sie's, die besorgt jede Zugluft von ihm fernhielt, daß er sich nicht erkälte. Im Sommer setzte sie ihm frische Blumen vors Fenster. Die niedere Schneiderwerkstatt sah dann allerliebste aus, zumal zur Belebung und Unterhaltung ein immerdar vergnügter Kanarienvogel mit Trillern und Pfeifen den angenehmen Gesellschafter machte. Unter so artiger Musikbegleitung ließ sich's ebenso trefflich schneiden wie philosophieren, und mancher Anzug, der aus Meister Pitts Werkstatt hervorging, war unter Vogelklang und Blumenduft entstanden, trug in Nähten und Stichen oft weltferne Gedanken, die die emsig fliegende Nabel auf ihrem elliptischen Wege unversehens aufgespießt und mit eingestickt hatte.

Vielleicht war das Meister Pitts größtes Geheimnis, daß seine Nähte umso unzerreißbarer waren, und seine Knöpfe umso fester saßen, je lockerer das Gesicht seiner Phantasien und je verworrener das Gewebe seiner Gräbelen war.

Meister Pitt hatte gerade wieder einen Anzug von mir unter den Händen, da brach der Krieg aus.

Der Krieg traf den blaffen, stubenhockerigen Schneider wie ein Schlag. Er war tagelang nicht zu gebrauchen, so hatte das Fieber der Begeisterung von ihm Besitz ergriffen. Und als er sich endlich wieder zu seiner Arbeit zurückgefunden hatte, waren doch seine Gedanken in den Schützengräben draußen und inmitten des Kampfgelümmels. Zum ersten Male habe er rote Backen gehabt, der Pitt, sagte die Meisterin. Aber sie war ob des Aussehens ihres Mannes doch in arger Sorge.

Ob sie ihn wohl nehmen? Um diese Fragen kreisten ihre angstvollen Gedanken; denn sie war gewiß, er habe wohl genug Begeisterung, aber er hielt es nicht aus.

So oft ich zur Anprobe kam, nahm mich Frau Pitt beiseite.

„Meenen Se, daß er mit muß?“

„Ich wiegte den Kopf.“

„Er hot doch nich emol 's Militärmaß.“

„Das Militärmaß hat heut jeder deutsche Jüngling und Mann, liebe Frau Pitt!“

„Aber, wo er doch nicht vertragen kann! Wo em doch jeder Zug schad't! Wo er doch so schwach off d'r Brust is'! Ich sag' Ihne, er kann ke' Tierchen was zu leide tun —“

„Deutschland braucht heute jeden Mann, Frau Meisterin!“

„Jeden Mann, ja!“ wiederholte Frau Pitt, und so etwas wie ein Lächeln huschte über ihre bekümmerten Züge. „Pitt is ja gar ke' Mann, meinte sie kopfschüttelnd, „Pitt is ja nicht wie Haut und Knoche!“

Uebrigens sprach sie mir in des Meisters Abwesenheit so von ihm und ihrer Sorge. Er selbst mochte von solchen Reden nichts wissen, und obwohl er sich darüber ausschwiege, ob er lieber daheim oder lieber draußen war, hatte ich ihn in Verdacht, daß er mit dem sagenhaften tapferen Schneiderlein zum mindesten die Abenteuerlust und den Ehrgeiz gemein hatte. Dazu steckte ein stiller, aber ehrlicher Patriot in ihm, der sich nur zuweilen in einem Wort oder Blick verriet, wenn man mit ihm politisierte.

Natürlich hatte Schneider Pitt nicht gedient. Wegen allgemeiner Körperschwäche war er nicht genommen worden, — im Frieden.

Er war Landsturmmann und wurde zunächst auch nicht zum Kriegsdienst herangezogen.

So stand es, als er an meinen neuen Anzug die letzte Hand anlegte. Er war besonders gut geworden, dieser letzte Anzug. Die Knöpfe saßen wie angewachsen, als sollte der Anzug den längsten Weltkrieg überdauern.

So kam es, daß ich lange, lange, die Schneiderwerkstatt nicht betrat. Eines Tages aber stellte ich fest, daß mein Ueberzieher ausgebeßert und aufgebügelt werden müsse. Ich übergab ihn der Haushälterin.

„Tragen Sie ihn zu Meister Pitt!“

„Meister Pitt? Der is' doch im Schützengraben!“

„Im Schützengraben, der schwächliche Pitt? Das ist doch nicht möglich.“

„Ja, das hat halt jeder gemeint. Und weil er grad den Grad vom Bürgermeister in Arbeit gehabt hat, hats geheissen, sie werden ihn noch lassen wenigstens den Grad fertig machen. Aber nein! Grad vom Grad weg haben sie ihn geholt, den Pitt. Schwupp 'nein in den Schützengraben.“

„Na, — und?“

„Na, und der Grad is' halt nicht fertig geworden. Und der Herr Bürgermeister muß mit dem alten Heckigen herumlaufen. Krieg is' Krieg!“

„Ich meine, wo steckt denn nun der Meister Pitt? Im Westen, im Osten?“

„Im Ruhland liegt er. Ganz schlimm muß es sein, wo er liegt, ja, ganz besonders schlimm —“

„So, warum denn besonders schlimm?“

„Ja, die Meisterin meint es, weil er so furchtbar schwer auszusprechen is', der Name von dem Ort, wo er liegt. Aber es geht ihm gut, hat er geschrieben.“

Die Haushälterin wußte in allem Bescheid. Ich konnte also getrost dem Beispiel des Bürgermeisters folgen und auf Pitts Hilfe verzichten. Pitt, der Helfer aus allen Nöten, lag im Osten in einem Schützengraben und suchte gegen die Russen! Nabel und Schere und Zwirn ruhten, und viel gefährlichere Werkzeuge schwang jetzt Meister Pitts rasche und geschickte Hand! „Bis zum Frieden also!“ sagte ich ergeben und schloß den Ueberzieher in den Schrank.

Doch es sollte anders kommen.

Monate waren vergangen, da überraschte ich die Haushälterin eines Tages, als sie mit meinem Ueberzieher aus der Tür schlüpfen wollte.

„Ja, was soll denn das heißen?“ rief ich sie zurück. „Ich denke, Meister Pitt ist fort. Haben Sie denn einen neuen Schneider entdeckt?“

„Er, der Pitt is doch wieder da, Herr, auf Urlaub. Drei Tag' nur. Wo, wie dem Mann die Uniform steht! Und nun dacht' ich, da wollt ich doch gleich —“

„Pitt auf Urlaub? Nichtsda, Sie bleiben hier, sagte ich. „Wenn Meister Pitt wieder im Lande ist, gehe ich selber zu ihm hinüber. Mit dem Ueberzieher warten wir ruhig bis nach dem Krieg. Wir wollen dem Meister doch nicht die paar Tage Urlaub vergällen.“

„Er hat's mich selbst geschrieben“, beteuerte die Frau. „Wenn er's schon mal nötig habe, der Ueberzieher, so meinte er, sollt' ich ihn gleich mal eben rüberholen!“

„Allerdings, wenn er's selbst geschrieben hat —“ nickte ich. Und schon war sie zur Tür hinaus.

Meister Pitt war aus dem Felde daheim! Da mußte ich doch gleich selber zu ihm und hören.

Schon als ich in die niedrige Haustür trat, merkte ich, daß etwas Besonderes los sein müsse. Die Stube war voller Menschen; Nachbarn, Nachbarinnen, Kunden waren gekommen, ihn zu sehen. Sie alle befanden sich mit der Frau Meisterin in lebhafter Unterhaltung. Auf dem Schneiderische aber sah ein gebräunter Mann in selbgrauer Hose und in Hemdärmeln und nähte mit verbissener Emsigkeit an einem Kleidungsstück, — an des Bürgermeisters Grad.

„Wenns een'n Dogenblick Zeit hat, Herr, en halbes Stündchen, dann kömmt Ihr Ueberzieher an die Reih'. Zuerst aber muß ich dem Grad hier vom Herrn Borgemeester noch de Knöpfe annähen, — der hat mir weeh Gott de ganze Zeit im Krieg uff d'r Seele gelegen, der Grad dahier, meen' ich!“

„Da seh'n Se's“, sagte die Meisterin zu mir. „Er arbeit' zu viel, nee, was der Mann arbeit'! Da hot er sich nu de roten Backen im Krieg geholt, mi, weeh Gott, er wird mer wieder blaß wie frieher!“

Nach ich schüttelte den Kopf. Ich hatte mir gedacht, Meister Pitt würde nun wunder was von seinen Heldenthaten berichten, wie fein sagenhaften Ahnherr: sieben auf einen Streich — und nun schwieg er — schwieg — und arbeitete wieder an des Bürgermeisters Grad!

Als ich die Frau unterbrach und fragte, ob er denn vort draußen gar nichts erzählt habe, von seinen Ergebnissen und Taten, da nahm sie mich beiseite und sagte treuherzig:

„Ach Gott, ja, mir hat er ja een'n Bericht gemacht, wie se's oft härt gehabt haben, und von den Stürmen all uff de russischen Stellungen. Wie aber de Leute kamen ur ooch was wissen wollten, in einent fort fragten, da seht er sich uff sein'n Äsch und tut, weeh Gott, als wenn gar nicht gewesen wär', un arbeit'k, als wenn er nu wirklich nich in zwee Tagen wieder ins Feld müßt'!“

Vermischtes.

*** Geröstete Kartoffeln.** In Frankfurt a. M. wurden im vergangenen Winter an den verkehrsreichsten Stellen der Stadt, sowie an einigen Lokalbahnhöfen geröstete Kartoffeln im Straßenverkauf feilgeboten. Die dortige städtische Hausberatungsstelle hatte die Straßenröstererinnen auf Kosten der Stadt eingerichtet. In diesem Herbst soll der Verkauf der gerösteten Kartoffeln auf der Straße wieder aufgenommen werden. Im vorigen Winter war der Absatz sehr groß und erfuhr eine lässliche Steigerung. Der Preis für eine geröstete Kartoffel betrug 2 Pfg., für zwei Kartoffeln 3 Pfg. usw. So mancher jog vergnügt mit einer ganzen Tüte voll heißer Kartoffeln ab. Man folgte in Frankfurt a. M. mit der Einrichtung des Straßenverkaufs der gerösteten Kartoffeln einem Brauch, der sich in Südeuropa schon längst eingebürgert hat. Ueberall werden dort, namentlich in den größeren österreichischen Städten und besonders in Wien, geröstete Kastanien und Kartoffeln im offenen Straßenverkauf feilgeboten. Die auf Kastanienbratdörschen gerösteten Kartoffeln schmecken ganz vorzüglich; sie stellen ein überaus einfaches und billiges Mittel dar, um dem Bedürfnis des Magens nach einer warmen Speise abzuhelfen. Es wäre daher sicherlich wünschenswert, daß das Frankfurter Beispiel des Feilhaltens von gerösteten Kartoffeln in dem kommenden Herbst und Winter auch in anderen deutschen Städten Nachahmung findet. In Wien nennt man die gerösteten Kartoffeln „Brambur“ und ihren Verkäufer den „Bramburmann“. In diesen Bezeichnungen steckt der tschechische und südslawische Name der Kartoffel: brambor. Dieser slawische Name, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ist kulturgeschichtlich von höchstem Interesse; es liegt ihm nämlich nichts anderes, als der Name Brandenburg zurunde. Im Obererbsischen (Wendischen) bezeichnet man heute noch mit dem Namen Brambor den Brandenburger oder Preußen. Wenn diese Bezeichnung in einer Reihe von slawischen Sprachen auf die Kartoffel übertragen worden ist, so würde man damit der wichtigsten historischen Tatsache gerecht, daß unter dem Großen Kurfürst Friedrich Wilhelm die ersten Kartoffeln in der Mark Brandenburg angebaut worden sind. Der jetzige Lustgarten, der nördlich vom Königl. Schlosse in Berlin gelegen ist und auf dem sich gegenwärtig der Dom und das Neue Museum befindet, wies das erste Kartoffelbeet in der Mark Brandenburg auf. Dadurch, daß die Wenden, die Tschechen und andere slawischen Völker der wichtigen Kulturpflanze den Namen Brambor beigelegt haben, mit dem sie z. B. heute noch den Brandenburger oder Preußen bezeichnen, haben sie zum Ausdruck gebracht, daß der Kartoffelbau zu ihnen aus Brandenburg-Preußen gelangt ist. Im Bulgarischen begegnet man als Bezeichnung für die Kartoffel den Namensformen baraboj, barboj, barabala, bramabala, bramabala und bramabara; es läßt sich unsicher erkennen, daß diese Bezeichnungen aus dem Namen brambor hervorgegangen sind. Prof. Verneker führt in seinem „Slawischen Ethymologischen Wörterbuch“ aus den kleinrussischen Mundarten als Bezeichnungen für die Kartoffel u. a. die Namen mandyburka, bandara, barabala, barabil, barabona, garabola, gardyburka an. Auch diese gehen ohne allen Zweifel auf denselben Ursprung zurück.

*** Eine französische Ehrenrettung des Alkohols.** Unter den vielen durch den Krieg laut gewordenen Meinungsverschiedenheiten in Frankreich spielt die Frage, ob der Alkoholgenuss aus moralischen oder gesundheitlichen Gründen zu verdammen oder aber wegen industrieller Vorteile in Schutz zu nehmen sei, nach wie vor eine große Rolle. Die französische Regierung, die mit stärkeren Mitteln gegen die besonders in der schwer arbeitenden Bevölkerung Frankreichs sehr verbreitete Liebe zum Alkohol anzukämpfen sucht, sah und sieht sich trotz vielfacher Aufmunterungen von der einen Seite auch einer ganzen Anzahl mehr oder minder erbitterter Gegner gegenüber. Viele Kleinbändler, so vor allem die Verkäufer von Tabak und Zeitungen, suchen im Stillen ihren Profit am Alkohol zu machen. So geschieht es häufig, daß man in einem Laden nur ein Paket Zigaretten oder eine Zeitung erhält, wenn man sich bereit erklärt, zum eigenen Gedeihen und vor allem zum Nutzen des Ladeninhabers auch ein Gläschen Schnaps zu leeren. Am wütendsten über die Bewegung gegen den Alkohol sind natürlich die französischen Weinbändler und die Fabrikanten von Spirituosen. Nunmehr gibt ein Fachblatt der Weinbändler, die „Revue Vinicole“, dieser Stimmung in einem grotesken Artikel zur Verteidigung des Alkohols Ausdruck: „Kennen Sie,“ so fragt das Blatt, „unter den geizigen und philiströsen Alkoholgegnern viele Leute, die auch würdig wären, die köstliche Lust des Weines und der Vikore zu genießen? Denn um wirklich nach den Regeln der Kunst das edle Raß zu schlürfen, muß man mit entsprechenden Tugenden ausgestattet sein!“ Aber dies genügt der „Revue Vinicole“ noch nicht. Sie hofft auf den Tag, „an dem das gewöhnliche Trinkwasser nur noch zu Fußbädern verwendet werden wird, da dies die einzige gerechte Rolle sei, die ihm zukomme.“ Auch vergleicht sie „die antialkoholischen Damen mit den bewundernswerten Gattinnen der Wein- und Spirituosenhändler, mit diesen pflichtbewußten Frauen, die, während ihre Männer und Söhne im Felde für das Vaterland kämpfen, daheim durch eigene Arbeit die so wichtige Alkoholindustrie aufrecht erhalten.“ Nach alledem wäre es nicht verwunderlich, wenn die „Revue Vinicole“ eines Tages verlangte, daß die französische Regierung die Frauen der Wein- und Schnapshändler, die in ver-

borgenen Hinterstuben dem Volk Spirituosen ausgießen, mit einer besonderen Ehrenmedaille auszeichneten! . . .

*** Unterseeboote in der Schweiz.** Daß die schweizerischen Spielwarenhändler auch schweizerische Schlachtschiffe zur Schau bringen, auf denen die Ausschritten „Wilhelm Tell“, „Rüti“ usw. prangen, ist nicht Ungebräuchliches. Aber bei diesem neuen Unterseeboot handelt es sich nicht um ein Spielzeug, sondern um ein wirkliches Unterseeboot, das für den Genfer See errichtet und dort verkehren soll. Die Möglichkeit auf das aktuelle Interesse und der Trieb, neue Reklamemöglichkeiten ausfindig zu machen, haben hier erfolgreich zusammengewirkt. Tatsächlich soll ein solches Fahrzeug, so schreibt uns ein Züricher Mitarbeiter, gebaut werden, ungefähr 10 Meter lang sein und eine Schnelligkeit von 10 bis 12 Knoten besitzen, so daß es gut eine Viertelstunde sich unter Wasser bewegen können. Einige reiche Hotelbesitzer der Gegend wollen sich allen Ernstes zu diesem Zwecke zusammenschließen. Ob nun die verschiedenen Zoll- und Grenzbehörden der beiden Seeufer schlaunweg damit einverstanden sein werden, wird sich zeigen. Jedenfalls ist das ein Beispiel mehr dafür, wie man die Kriegsergebnisse in den Dienst der Reklame stellen kann.

Siegener Hausfrauen-Verein.

In der Geschäftsstelle, Münsburg 5, sind Kolben von Zuckermais, der hier gezogen ist, ausgeteilt.

Zur Ernte der Maiskolben sei bemerkt:

Die in den Blattachsen des Stammes befindlichen Kolben werden gebrochen, sobald die Körner ein nicht mehr wässriges, kumpfgläsiges, sondern ein perlmutterglänzendes, wachsiges oder elfenbeinartiges Aussehen annehmen. Von außen ist dieser Reifegrad daran erkennbar, daß sich das obere Ende des in der Blatthülle befindlichen Kolbens nicht mehr spitz, sondern mehr ründlich anfängt. Man wird nach kurzer Übung die Unterscheidung bald „im Griff“ haben. Der an der Spitze des Kolbens befindliche, aus Blütenstempel bestehende Haarschopf des Kolbens ist verwickelt, die Körner sind weich und milchhaltig. Auch durch Aufblättern eines Teiles und Bloßlegung des Innern der Kolben läßt sich der Grad der Reife erkennen. Erscheint beim Abigen der Körner mürbiger (nicht wässriger) Saft, so ist es Zeit zur Ernte. Es ist wichtig, die noch zarten Kolben rechtzeitig zu verbeissen. Zu reif geworden, verliert der Mais an Süßigkeit und Wohlgeschmack; auch sollen die Kolben, möglichst frisch gebrochen, gekocht werden.

Die Zubereitung des Zuckermaises.

Die Kolben werden aus der Hülle gelöst, von den Fäden (die den Schopf bilden) befreit, in leicht gesalzene, kochendes Wasser getan und — von Beginn des Siedens des Wassers an gerechnet — etwa 8 Minuten lang gekocht. Der Geschmack erinnert an junge Erbsen von besonderer Süßigkeit.

Man verbeißt den Mais nach landläufiger Art, indem man die noch heißen Kolben mit frischer Butter bestreicht (sie schmecken auch ohne Butter), zum Munde führt, die wohl schmeckenden Körner mit den Zähnen zerdrückt und sie ausspuckt. Oder man kocht die Kolben zunächst 5 Minuten, öffnet die Körner durch einen Messerschnitt durch die Mitte der Hüllen, drückt den Inhalt mit einem Messerrücken aus den Hüllen, dünstet ihn mit etwas Milch und Pfeffer und richtet heiß an. Junge unreife Kolben kann man der Länge nach vierteln und ebenso anrichten.

Auch kann man die Kolben bei gelinder Hut am offenen Feuer rösten. Man läßt bei dieser Zubereitung einige der ihn umgebenden inneren Blätter am Kolben und genießt die Kerne, sobald sie leicht hellbraun angelaufen sind.

Pogogriff.

Mit S bringt's Menschen und Tieren Gefahr,
Mit R enthält es die edelsten Teile.
Ein Z noch dazu, so gereicht es fürwahr
Dem, der es benützt, zum Glück und zum Deile.
Wird schließlich ein S vor das Ganze gestellt,
So kommt es als Zwillingsspaar auf die Welt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, o = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Dube, pA = Pique-Aß, eD = Coeur-Dame usw.
Vorhand besaß: pB, pD, pK, pA, eZ, eD, eK, eA, carK, carA;
Pinterhand: trD, trZ, trD, trK, eB, eD, eB, carB, carZ, carB. Die
ersten drei Stiche fielen folgendermaßen:
1. B. eZ M. e7 S. eB.
2. S. trD B. carA M. tr8.
3. S. trZ W. carK M. tr7.

Da Vorhand jetzt sein carA und carK abgeworfen hat und Pinterhand carB, carZ und carB der Reihe nach ausspielt, muß Mittelhand schließlich mit der carD darüber gehen.